

Maja Nielsen  
**TATORT EDEN 1919**



**Maja Nielsen**  
**TATORT EDEN**  
**1919**



**GERSTENBERG**

**MAJA NIELSEN**, 1964 in Hamburg geboren, absolvierte an der Hamburger Hochschule für Musik und Darstellende Kunst ein Schauspielstudium. Seit 1998 arbeitet sie als Autorin, ihre Geschichten sind als Bücher, Hörbücher und Rundfunk-Features erschienen. Maja Niensens erfolgreiche Abenteuer!-Reihe im Gerstenberg Verlag wurde vielfach ausgezeichnet.

Für das Hörspiel *Feldpost für Pauline* erhielt sie 2009 den Deutschen Kinderhörspielpreis. Das gleichnamige Buch ist 2013 im Gerstenberg Verlag erschienen.

Maja Nielsen und der Gerstenberg Verlag danken Klaus Gietinger sehr herzlich für seinen kompetenten Rat und die fachliche Durchsicht des Manuskripts.

1. Auflage 2018

Copyright © 2018 Gerstenberg Verlag, Hildesheim

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: init, Büro für Satz und Gestaltung, Bad Oeynhausen, unter Verwendung eines Fotos der Bildagentur bpk und eines Graffiti von Helge W. Steinmann © Helge W. Steinmann/  
[www.bomber.de/VG](http://www.bomber.de/VG) Bildkunst

Satz: typocepta, Köln

Karte: Peter Palm, Berlin

Fachliche Durchsicht: Klaus Gietinger, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 9-783-8369-5681-9

[www.gerstenberg-verlag.de](http://www.gerstenberg-verlag.de)

# AUFNAHMEPRÜFUNG

»Hey Biko, wie ist die Aufnahmeprüfung gelaufen?«, fragt Kofi gespannt, als ich aus Berlin anrufe. Mein großer Bruder hat wahrscheinlich mitgefiebert, als ginge es um seine eigene Zukunft.

»Na ja – hier sind wirklich sehr viele Bewerber«, antworte ich, Enttäuschung in der Stimme.

»Verstehe.« Kofi ist betroffen. Das ist bei dem Schweigen, das folgt, nicht zu überhören. Wie oft hat er mir in den vergangenen drei Monaten versichert: »Du schaffst das. Wenn einer das schafft, dann du!« Er mochte es nicht glauben, dass ich gescheitert war.

»Einige haben schon mit drei Jahren angefangen, auf dem Hochseil zu trainieren. Die kommen aus Zirkusfamilien. Ganz andere Voraussetzungen als bei mir«, berichte ich.

Kofi redet sich richtig in Rage gegen die Ungerechtigkeit der Juroren. »Moment mal – du trainierst auch seit Jahren. Du bist richtig gut! Das sind doch alles Luschen da an der Schule. Die haben keine Ahnung!« Damit will er mich aufbauen. Schon klar. Wo ist eigentlich Mama? Da hat sie Kofi auch schon den Hörer aus der Hand genommen.

»Hallo, mein Schatz. Ich hab alles mitgehört. Mach dir nichts draus. Ich bin dein größter Fan.«

»Das ist wirklich toll, Mama. Danke.« Ich hüstele, als hätte ich einen Frosch im Hals. Jetzt ist Kofi wieder dran: »Lass dich nicht fertigmachen, Biko. Du versuchst es einfach nächstes Jahr noch

einmal!« Er wird mich weiterhin zum Capoeira-Training fahren. Wird weiterhin dafür sorgen, dass ich trotz des vielen Trainings die Schule schaffe. Wird sich weiterhin geduldig jeden Salto und jeden Überschlag ansehen, bis er sitzt. Jeden Patzer mit dem Spruch »Das passiert selbst den Besten« quittieren und darauf bestehen, dass ich weitermache. Auf Kofi kann ich mich hundert Prozent verlassen.

»Nein, Kofi«, sage ich bestimmt. »Jetzt ist Schluss. Ein Versuch ist genug. Nächstes Jahr findet die Aufnahmeprüfung an der Artistenschule in Berlin ohne mich statt.«

»Wie, was? Du wolltest doch dein Leben lang Artist werden. Seit du zum ersten Mal im Zirkus warst!«

»Stimmt!«, antworte ich knapp.

Kofi redet sich immer mehr in Rage. »Du hast dir mit neun selbst das Jonglieren beigebracht. Du stehst jeden Tag um sechs Uhr auf, um Krafttraining zu machen. Da kannst du doch jetzt nicht einfach aufgeben, du Weichei!«

Jetzt Mama wieder: »Biko – ich glaub an dich! Ich glaub ganz fest an dich.«

»Das ist echt lieb von dir, Mama«, sage ich. »Aber der Grund, warum die Aufnahmeprüfung nächstes Jahr ohne mich stattfindet, ist ... Weil ich sie gerade bestanden habe!«

So glücklich ich über die bestandene Prüfung bin – schon jetzt ist mir klar, dass die nächsten drei Jahre kein Zuckerschlecken werden. Auf der Bahnfahrt zurück nach Hause muss ich verdammt laut Musik durch die Kopfhörer in mein Hirn hämmern, um die Eindrücke des Tages zu verarbeiten.

Als ich heute Morgen zur Aufnahmeprüfung angetreten bin,

lief alles ganz anders, als ich mir das vorgestellt hatte. Seit zehn Jahren mache ich Capoeira. In Deutschland kennt man das kaum. Der aus Südamerika stammende Kampfsport erinnert an einen Hahnenkampf. Dabei könnte man Capoeira auch als Tanz sehen. Aber Capoeira ist viel mehr: Es ist eine Lebenseinstellung. Es geht dabei um Respekt. Vor dem Leben und vor dem Gegner. Aber das Wichtigste ist, dass man sich selbst respektiert. Capoeira wurde zuerst von afrikanischen Sklaven praktiziert, die man als Arbeitskräfte nach Südamerika verschleppt hatte. Capoeira ist ein Freiheitskampf. Die Sklaven setzten es gegen ihre Herren und gegen die Sklavenhändler ein.

Da Capoeira extrem akrobatisch ist, hatte ich mir überlegt, damit meine Aufnahmeprüfung zu machen. Ich betrete also pünktlich um zehn Uhr die Halle der Artistenschule. Die Halle ist so groß wie ein Fußballfeld. Am Boden etwa dreißig riesige Matten. Von der Decke hängen zahllose Tücher, Seile, Trapeze. So viele, dass ich mich plötzlich ganz schön klein fühle. An der Seite ist eine endlose Reihe aus Tischen aufgebaut, dahinter sitzen die Lehrer, der Schulleiter und die Ärzte der Schule. Keiner von denen guckt hoch, keiner sagt etwas. »Hallo«, sage ich, plötzlich eingeschüchtert. Als ich keine Reaktion bekomme, fahre ich fort: »Ich bin Biko. Ich komme aus Breckerfeld im Sauerland.« Die Prüfer würdigen mich keines Blickes. Normalerweise kommen an dieser Stelle immer fragende Blicke oder ein überraschendes Grinsen. Denn mit meiner dunklen Hautfarbe und den Dreads sehe ich natürlich nicht nach waschechtem Sauerländer aus. Ich ergänze unsicher: »Mein Vater stammt aus Ghana. Und ich ...« Eigentlich will ich sagen: »Ich fänd es schön, wenn Sie mir zusehen«, aber dafür fehlt mir nun der Mut. Ich stelle mich also in

Grundstellung auf. Eigentlich bräuchte ich einen Gegner, der gegen mich kämpft. Mir fehlt auch die Roda – der Kreis von Menschen, der die Kämpfenden vor fremden Blicken schützt und mit ihrem Gesang anfeuert. Ich hatte mir vorgenommen, mir während der Aufnahmeprüfung die Roda und meinen Gegner einfach vorzustellen. In meiner Fantasie.

Ich schleiche also auf der blauen Matte um meinen eingebildeten Gegner herum. Dabei komme ich mir schon nach drei Sekunden reichlich lächerlich vor, so ohne Gegner, ohne das Anfeuern der Roda. Hinzu kommt: Im Capoeira stellt man sich zunächst schwächer dar, als man ist. Das ist Teil der Kriegslist der Sklaven. Ich krieche also wie ein Wurm über den Boden. Die Juroren müssen mich für einen Irren halten, denke ich, während ich tief am Boden den Grundschrift mache. Aber Capoeira lehrt auch, sich selbst zu respektieren. Also rufe ich mich zur Ordnung. Du wolltest zeigen, was du draufhast, also tu es!, sage ich streng zu mir selbst. Ich konzentriere mich. Dann fange ich an zu singen. Das ist sonst die Aufgabe der Roda. »Sim, sim, – não, não«, singe ich auf Portugiesisch. Ja, ja – nein, nein. Ich fühle mit meinem ganzen Inneren, was der Gesang bedeutet: An manchen Tagen gibt dir das Leben alles, an anderen nimmt es dir alles. Die Töne, die aus mir hervorbrechen, klingen sehr tief. Ich habe so noch nie gesungen. Ich stelle mir vor, dass dies ein Tag ist, der mir alles, was ich liebe, nehmen will, der mich zur Flucht zwingt. Meine Hütte brennt, meine Familie wird verschleppt, der Sklavenhalter will mich in Ketten legen. Ich schlage ein Rad, ohne dass meine Hände den Boden berühren, um zu entkommen. Es geht darum, mein nacktes Leben zu retten. Der Sklaventreiber holt zum Schlag mit der Peitsche aus. Ich schraube mich mit



einem Mortal – einem Salto – außer Reichweite und lande in einem lauernden Grundschrift. Dann springe ich in einen Pião de Mão, einen einhändigen Handstand. Das Capoeira hat Besitz von mir ergriffen. Ich bin Capoeira. Alle Sinne sind jetzt wach. Als ich nach weiteren Sprüngen wieder im Grundschrift bin, stelle ich fest, dass sich ein Kreis um mich gebildet hat. Eine Roda aus Schülern der Artistenschule. Interessiert sehen sie mir zu. Dann ist meine Prüfung beendet. Von den Mienen der Juroren ist nicht abzulesen, ob ihnen meine Darbietung gefallen hat. Das ist mir in diesem Moment auch herzlich egal. Mir ist alles gelungen, was ich gezeigt habe. Sogar die Armada, ein Tritt, der mit einer 360-Grad-Drehung verbunden ist. Den Schülern hat es gefallen. »Hoffentlich nehmen sie dich!«, sagt einer von ihnen zu mir und hält den Daumen hoch.

Nach der Darbietung soll ich noch einen Eignungstest durchlaufen. Ganz ehrlich – das Ganze ist eine einzige Fleischschau. Die fassen dich an, befühlen deine Muskeln. Dabei sieht dir keiner in die Augen. Einzig dein Körper ist interessant für die Lehrer. »Nicht so ganz dolle. Aber ausbaufähig«, sagt der Arzt über meinen Bizeps zum Schulleiter. Du wirst vermessen, gewogen, es folgen Bauchaufzüge, dann Gleichgewichtsübungen. Schließlich soll ich Klimmzüge machen. Das ist kein Problem für mich. Ich schaffe mühelos zwölf. Aber beim Spagat hapert es. Ich komme natürlich nicht nach allen drei Seiten bis runter auf den Boden. Dann soll ich mich ausziehen. »Ganz?«, frage ich den Arzt geschockt. »Jawoll. Und bitte zackig! Du bist heute nicht der einzige Bewerber«, ist die Antwort, als ich mir meine Unterhose nicht gleich in Rekordzeit vom Leib reiße. Wo bin ich hier nur gelandet? Beim Militär? Oder auf dem Viehmarkt? Wollen die

mir vielleicht gleich auch noch ins Maul sehen? Ich fühle mich ausgeliefert wie auf dem Sklavenmarkt, als ich schließlich nackt auf der Liege ausgestreckt bin. Kein angenehmes Gefühl. Gar nicht. Der Arzt beugt sich über mich und drückt mein Bein nach oben und dann nach außen. Tut höllisch weh. Ich unterdrücke einen Schmerzensschrei. Aber selbst wenn ich wie ein Dreijähriger geplärrt hätte – den Arzt hätte es nicht interessiert. Warum tue ich mir das an?, frage ich mich, während der Schmerz durch meinen Körper schießt. Und im gleichen Augenblick durchzuckt mich mit voller Wucht die Antwort: Ich mache das, weil ich in diese Schule will! Weil ich verdammt noch mal Artist werden will! Und weil der Weg dahin genau hier anfängt!

Und das hat am Ende dann ja auch geklappt, der volle Wahnsinn. Sechs Wochen später nehme ich Abschied von meiner Familie. Und wie sich schnell herausstellen wird, auch von meiner Kindheit.

## ANGEKOMMEN

»Bye-bye, Breckerfeld«, murmele ich, als der Bus die Königsheide hochfährt. Normalerweise hätte mich mein Vater mit dem Auto nach Berlin gebracht. Aber der ist auf einer Beerdigung in Ghana. Und das kann erfahrungsgemäß dauern. Mindestens vier Wochen. Ihm tut es auch leid, dass er mich nicht begleiten kann. Aber Tradition ist Tradition. Während ich mein Heimatdorf verlasse, ist er in seines gereist, um dem Patriarchen der Familie die letzte Ehre zu erweisen. Tagtäglich wird Großonkel Joshua aus dem Kühlhaus geholt und in festlichen Kleidern auf seinen Thron gesetzt. Von den vier Wochen sind gerade mal zwei Wochen um. Als ich per Videochat berichtet hatte, was ich alles mit ins Internat nehmen möchte, schlug er mir vor: »Nimm meinen alten Koffer vom Dachboden. Da passt alles rein!« Er machte eine Pause und lächelte. »Und mir hat er auch Glück gebracht, als ich von zu Hause wegging.« Mit »Glück« meint er meine Mutter, meinen Bruder und mich. Im Hintergrund hörte ich, wie gesungen und getanzt wurde. »Wir sehen uns dann bei der Zwischenprüfung im Dezember«, rief ich noch gegen den Lärm an. Dann brach das Gespräch ab.

In Berlin angekommen, muss ich mir leider eingestehen, dass ich nicht schlau genug für den Hauptstadtbahnhof bin. Schon zum dritten Mal fahre ich mit dem Aufzug vom Tiefbahnhof hoch und weiß noch immer nicht, mit welcher U-Bahn ich zur Artistenschule kommen soll. Alle Leute, die ich frage, sind selbst

fremd in Berlin. Überhaupt ist an diesem Tag auf dem Hauptbahnhof die Hölle los. Seit die Bundeskanzlerin vor wenigen Tagen gesagt hat: »Wir schaffen das!«, steht die Welt Kopf. Bis Ende des Jahres werden mehr als eine Million Menschen aus Krisengebieten erwartet. »Flüchtlingslawine rollt an!«, titelt eine Zeitung reißerisch. Als seien die Menschen, die da kommen, eine Walze, die hier alles plattmacht. Im Bahnhof herrscht jetzt schon Ausnahmezustand. Als ich zum dritten Mal im Erdgeschoss aus dem Aufzug stolpere, gerate ich in einen Menschenstrom aus Flüchtlingen. Selten habe ich so viele müde Gesichter auf einmal gesehen. Die meisten haben nur eine Plastiktüte dabei. Die Kinder tragen alle Teddybären mit sich rum. Ein Ordner versucht, den Strom in Richtung Tiefbahnhof zu dirigieren. Ich bin eingeklemmt zwischen den vielen erschöpften Menschen. Mit meinem zerbeulten Koffer, mit dem mein Vater vor 25 Jahren mit all seinen Besitztümern aus Ghana nach Deutschland eingereist ist, bin ich einfach zu sperrig. Schließlich hebe ich den Koffer auf meinen Kopf und balanciere ihn, wie die Frauen in der Heimat meines Vaters ihre Wasserkrüge, aus der Menge heraus.

Ich schaffe es bis vor einen Umgebungsplan des Bahnhofs. Ratlos versuche ich mich zu orientieren. Da tippt mir von hinten jemand auf die Schulter. Ich drehe mich um und kann gerade noch den rutschenden Koffer auffangen. Vor mir steht ein Mädchen mit rotblonden Haaren: »Willkommen in Deutschland«, sagt sie und hält mir eine riesige Sonnenblume hin. »Welcome to Germany. Where are you from?« Ich stehe da wie angewurzelt. »My name is Lizzy, what is your name?«, fragt das Mädchen mit einem breiten Lächeln. »I am Biko«, antworte ich automatisch ebenfalls auf Englisch. Sie muss etwa 17 sein. So alt wie ich. »The

others are waiting at the bus«, sagt das Mädchen freundlich. Moment mal ... wer wartet am Bus? Auf mich wartet bestimmt niemand! Hier liegt ein Missverständnis vor. Nur welches? Wegen meiner Hautfarbe kommt es immer mal wieder zu den merkwürdigsten Situationen. Manche Menschen denken, ich kann nicht richtig Deutsch sprechen. Die quatschen mit mir, als wäre ich behindert. Manchmal schocke ich die dann und antworte in perfektem Deutsch, betont höflich und langsam, als hätten die ein Sprachproblem und nicht ich. Aber jetzt bin ich so durcheinander, dass ich stumm bleibe. Dieses Mädchen bringt mich völlig aus dem Konzept, obwohl sie mir gerade mal bis zur Schulter reicht. Ich starre sie mit offenem Mund an. Flipflops, superkurze, ausgefranste Jeans, ein grellpinkes T-Shirt, auf dem ein Sumoringer kampfbereit vor einem Mikro hockt. Sie trägt ein Nasenpiercing und hat grüne Augen. Wie eine Mischung aus Elfe und Kobold. Ihre roten Haare hat sie, genau wie ich, zu Dreadlocks verfilzen lassen. Sie trägt die Haare in einem Pferdeschwanz hochgebunden. Meine Dreads sind natürlich kurz, sonst wären sie mir beim Training im Weg. Ich will etwas sagen, bringe aber nur ein »Öhhhhh« zustande. Ich könnte mir in den Hintern beißen. Zum Glück klingelt gerade ihr Handy. »Dschunke, ich komme gleich! Ja, ja, ja, ja. Immer sachte mit den jungen Pferden. In fünf Minuten bin ich bei euch«, flötet sie. Um dann aufgeregt zu vermelden: »Ja, ich hab noch einen UmF gefunden. Im Erdgeschoss. Der gehört bestimmt auch noch zu der Truppe.«

Ich soll ein UmF sein? Was, bitteschön, ist ein UmF?

»Er wirkt auf mich total verwirrt!«, sagt Lizzy ins Telefon.

Wie wahr! denke ich. Wie wahr!

»Er ist mit dem Fahrstuhl orientierungslos hoch und runter

gefahren«, fährt sie fort. »Keine Ahnung, woher er kommt. Ja, er ist allein. Bisher hat er mir noch keine großen Auskünfte gegeben. So richtig angekommen in Berlin ist der noch nicht. Ich bring ihn gleich mal zu euch auf den Parkplatz!« Sie steckt ihr Handy in die Hosentasche und packt mich am Arm. »Du kommst jetzt mit mir!«, sagt sie entschlossen. »Ich bringe dich zum Bus! Der fährt dich direkt zur Erstaufnahmestelle in Zehlendorf.«

Jetzt endlich wird mir klar, dass sie mich für einen Flüchtling hält. Was soll ich jetzt machen? Wenn ich sage, dass ich aus Breckerfeld komme, ist Lizzy ganz schnell wieder verschwunden. Und obendrein ist sie wahrscheinlich noch sauer auf mich. Nervös presse ich Papas Koffer an mich. Wenn ich nichts sage, ist es bestimmt hinterher auch falsch. Aber lieber einen fetten Fehler machen, als dass sich diese Koboldelfe mit der kreisrunden Nickelbrille wieder in Luft auflöst. Da hat sie auch schon meine freie Hand ergriffen und zieht mich in Richtung Ausgang. Sie riecht nach Orangen und nach Sommer und ihre Sternenoohrringe klappern beim Gehen.

Draußen auf dem Parkplatz stehen sechs junge Afrikaner vor einem abgerockten, hellblauen VW-Bus, auf dem »Refugees welcome« steht. Die anderen Jungs haben ebenfalls eine Sonnenblume in der Hand. Gut gelaunt ruft Lizzy ihnen zu: »Hallo, guys! Ich hab noch einen von euch gefunden.« Die Jungs starren Lizzy an, als wäre sie ein außerirdisches Wesen. »Die UmFs verstehen dich erst nach ihrem Integrationskurs, Lieselotte!«, sagt ein gemütlich wirkender Mann. Oben Glatze, den langen Bart zu einem Zopf gebunden, darunter ein mächtiger Bauch, den ein gebatiktes T-Shirt in Szene setzt. Das muss Dschunke sein. Jetzt dämmert mir so langsam, was ein UmF ist. Ein unbegleiteter min-

derjähriger Flüchtling. Vom Aussehen her passe ich tatsächlich ganz gut zu den anderen. Kein Wunder, dass Lizzy dachte, ich gehöre dazu.

Sie lächelt mich an. Will, dass ich mich gut fühle. Das gelingt ihr aus dem Stand. Ich fühle mich so wohl wie nie. Willkommenskultur ist 'ne verdammt feine Sache. Auch für uns Deutsche. Wir sollten uns vielleicht auch gegenseitig mal mehr willkommen heißen, nicht nur die Flüchtlinge. Ich beschließe, in Zukunft netter zu meinen Mitmenschen zu sein. Zu allen.

»Na, Lieselotte, wie heißt denn dein Knabe? Und wo kommt er her?«, fragt Dschunke, der inzwischen ein Klemmbrett mit einer Liste in den Händen hält. Offenbar nimmt er die Namen auf.

»Ich glaube, er heißt Biko. Das habe ich zumindest verstanden. Aber frag lieber noch mal nach. Woher er kommt, weiß ich nicht. Er hat praktisch noch gar nichts gesagt.« Als sie zu mir rübersieht, starre ich wie ein Ochse auf den Boden. In was für eine Situation habe ich mich da bloß reinmanövriert? »Ich glaube, er ist völlig fertig«, sagt Lizzy mit einem mitfühlenden Blick auf mich.

Sie hält meine Hand, an der sie mich hinter sich hergezogen hat, immer noch fest. Oder bin ich es, der nicht loslassen will? Jetzt macht sie sich behutsam frei und sagt total lieb zu mir: »Du musst keine Angst mehr haben. Jetzt bist du in Sicherheit.« Zu dem Mann mit dem Klemmbrett sagt sie: »Ciao, Dschunke, ich muss jetzt zur Schule. Aber Samstag hab ich Zeit. Wenn ihr mich braucht.«

»Natürlich brauchen wir dich!«, antwortet Dschunke gestresst. »Du siehst ja, was hier los ist. Vater Staat verlässt sich anscheinend einzig und allein auf Dschunke und die anderen Ehrenamtlichen, wenn es um Flüchtlinge geht. Oder kannst du hier etwa

jemanden von den Behörden entdecken? Wir können jeden brauchen, der mitmacht! Kannst du vielleicht auch schon am Freitag? Da sind wir total unterbesetzt.«

»Freitag geht leider nicht«, sagt Lizzy, »da hab ich 'n Battle.«

Sie fischt einen Flyer aus ihrem Rucksack. »Vielleicht kannst du ja bei den anderen Helfern ein bisschen Werbung für uns machen.«

»Du stehst auf der Bühne, Lieselotte? Das glaub ich erst wenn, ich es sehe!«

»Doch, doch, Dschunke. Ich bin am Freitag dabei. Die Einnahmen sollen ja am Ende für die Flüchtlinge gespendet werden.«

Battle? Bühne? Ich habe keinen blassen Schimmer, was hier abgeht.

Dschunke nimmt den Flyer entgegen und klemmt ihn über die Namensliste. »Ciao zusammen«, ruft Lizzy, während sie ihre sommerbesprossenen Beine auf ihr hellgrünes Hollandrad schwingt. Um den Fahrradkorb ist eine Girlande aus weißen Kunstblümchen gewunden. Sie winkt uns zum Abschied zu und alle winken mit ihren Sonnenblumen zurück.

Als Lizzy weg ist, hält Dschunke mir das Klemmbrett hin und versucht mir klarzumachen, in welche Zeile ich meinen Namen und meine Nationalität schreiben soll. Ich greife nach dem Kugelschreiber und schreibe in die vorgesehene Zeile: Biko.

Dschunke versucht meine krakelige Schrift zu entziffern.

»Biko?«, fragt er mich. Ich nicke. »Wirklich: Biko?« Ich nicke wieder. »Wie Steve Biko?«, fragt Dschunke. Er kennt also den südafrikanischen Freiheitskämpfer, nach dem ich benannt worden bin.

Mein Vater meint immer, von Biko solle man leben lernen.



Dabei haben sie Steve Biko im Gefängnis totgeprügelt, weil er sich für die Rechte von Schwarzen einsetzte. Mein Vater hat zuweilen seltsame Ansichten.

»Hier musst du noch deinen Nachnamen eintragen«, sagt Dschunke und tippt auf das entsprechende Feld.

Beim Nachnamen zögere ich. Die anderen UmFs steigen inzwischen schon in den Bus. Wenn ich jetzt hier nicht ganz schnell den Abflug mache, dann registrieren die mich noch als Flüchtling. Und welche Nationalität sollte ich überhaupt angeben? Breckerfeld liegt im Sauerland. Das ist am Arsch der Welt. Das ist zwar an manchen Tagen wirklich schlimm, aber noch lange kein anerkannter Asylgrund.

Lizzy ist weg. Also, was soll ich dann noch hier? Ich angele mir kurzentschlossen den Flyer aus dem Klemmbrett und dann bin ich auch schon weg. Dschunke läuft mir hinterher. »Warte doch!«, ruft er. »Wir wollen dir doch nur helfen!« Aber er kann mich nicht einholen und ich bin dem Schicksal, als Asylbewerber in Deutschland zu enden, gerade noch entkommen.

## GOTTFRIED

Irgendwann habe ich es tatsächlich geschafft, aus dem Berliner Fahrplan schlau zu werden und die richtige U-Bahn zu erwischen. Jetzt stehe ich verschwitzt, verwirrt und mit einer wie gerupft aussehenden Sonnenblume vor der Tür des Internats. Als ich das Gebäude betrete, huschen mit mir drei etwa zwölfjährige Ballettmädchen durch die Tür. Die Ballettschule und die staatliche Artistenschule sind im gleichen Trakt untergebracht. Restlos jeder, der sich durch die Empfangshalle bewegt, hat einen extrem aufrechten, bewussten Gang. Man ist regelrecht gezwungen, den Leuten beim Gehen zuzusehen. Als sei es ein Ereignis.

Als ich das Sekretariat betrete, steht die Schulsekretärin mit einer Zeitung in der Hand da, starrt aufs Titelblatt und eine Träne läuft ihr über die Wange. Als sie mich sieht, legt sie schnell die Zeitung auf den Tresen und wischt sich verstohlen die Träne ab. »Honigmann« steht auf einem Schildchen an ihrer Strickjacke.

»Willkommen, Biko!«, begrüßt sie mich mit einem freundlichen Lächeln. »Ich habe viel von deiner Aufnahmeprüfung gehört. Das war hier tagelang Schulgespräch.« Sie schaut in einer Liste nach, in welches Zimmer ich einziehen soll. »Vierter Stock, Raum 412«, sagt sie. Ich nicke. Mein Blick fällt auf die Titelseite der Zeitung, die sie so hastig aus der Hand gelegt hat.

Da ist ein Foto von einem Strand. Ein totes Kind liegt da. Rotes T-Shirt, blaue Hose. Ertrunken auf der Flucht übers Mittelmeer. »Die fortgespülte Menschlichkeit«, steht unter dem

Foto. Ich habe einen Kloß im Hals, als Frau Honigmann mir den Schlüssel gibt, den sie im Nebenzimmer geholt hat. Sie erfasst, dass ich genauso geschockt von dem Bild in der Zeitung bin wie sie. »Ist das nicht schrecklich?«, fragt sie leise und händigt mir den Schlüssel für mein Zimmer aus. »Wir können nicht so tun, als ob uns das hier«, sie tippt auf das Foto, »nichts angeht.« Sie drückt mir noch meinen Stundenplan in die Hand und dann wendet sie sich auch schon dem Nächsten zu.

Auf dem Weg nach oben vertiefte ich mich in den Plan. Jeden Tag werde ich zwei Einheiten Artistentraining in der großen Halle, in der die Aufnahmeprüfung stattfand, haben. Insgesamt vier Stunden. Dazwischen zwei Unterrichtseinheiten von insgesamt sechs Stunden. Zum Artistentraining kommt jeden Tag noch freies Training in der Halle dazu. Hausaufgaben und Lernen gilt es ebenfalls unterzubringen. Und nicht zu vergessen die Proben für die Semesterarbeit im Dezember, von der abhängt, ob wir an der Schule bleiben dürfen. Die 24 Stunden, die ein Tag hat, werden sicher oft zu kurz sein, um alles zu schaffen. Das Geniale daran, dass ich hier aufgenommen wurde, ist, dass ich keine Zeit durch lange Anfahrtswege verliere. Alles ist vor Ort. Ich kann kaum erwarten, dass das Training endlich losgeht, und bin gespannt auf meine Klasse.

Als ich mein Zimmer in der WG der Artistenschule betrete, steht mein Mitbewohner gerade regungslos auf dem Kopf. Ohne seine Hände zu benutzen. Die Arme verschränkt er ganz entspannt hinter seinem Rücken. Der Typ ist bestimmt über zwei Meter lang. Ein Kerl wie ein Mast. Was im Übrigen auch sein Spezialgerät ist, wie sich herausstellen wird: chinesischer Mast. Kein

einziges Haar hat er auf dem Kopf, auch keine Augenbrauen. Und kein Gramm Fett am Körper.

»Hallo, ich bin Biko«, sage ich.

»Gottfried«, sagt er mit sanfter Stimme und bleibt weiter auf dem Kopf stehen. Kein Mann der großen Worte.

Ich richte mich in dem Zimmer ein. Stopfe meine Klamotten in den Schrank, lege mir schon mal die Sportkleidung für den nächsten Tag hin. Dann ziehe ich Lizzys Flyer aus der Tasche. Ich falte das Papier auseinander und glätte es, so gut es geht. Lege es auf mein Nachttischchen und platziere die Sonnenblume, die schon reichlich mitgenommen wirkt, in einem Wasserglas davor. Fertig ist der Lizzy-Altar. Ich lege mich auf mein Bett und schliesse die Augen. Sofort ist Lizzy da. Sogar ihr Orangenduft scheint durch den Raum zu wehen. Die oder keine!, schießt mir durch den Kopf. Am Freitag kann ich sie wiedersehen. Bei diesem Battle. Dann muss ich das Missverständnis aufklären. Ich hoffe, sie verzeiht mir.

Gottfried hat seinen Kopfstand inzwischen beendet. Auch er liegt mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck auf seinem Bett. Dann sagt er mit seiner weichen Stimme: »Ich hab Hunger! Ich hole mal ein paar Döner.« Unvermittelt steht er auf, geht zum Fenster, reißt es auf, klettert raus und ist verschwunden. Unser Zimmer befindet sich im vierten Stock. Erschrocken springe ich zum Fenster. Ich beobachte, wie er mit einer Sicherheit, als hätte er Saugnäpfe an den Händen, die Hauswand runterklettert. Ja, so kann man natürlich auch zur Dönerbude gehen.

Die Tür geht auf und ein verschwitztes Mädchen in Leggings, die eigentlich nur noch aus Laufmaschen bestehen, und einem Gymnastikanzug, der auch schon bessere Tage hatte, steht im

Zimmer. »Wo ist Gottfried?«, fragt sie atemlos und ohne Begrüßung. Ich deute hinaus. »Döner holen.«

»Der sollte doch warten!«, schimpft sie, rennt zum Fenster und brüllt mit einer Kommandostimme, die man der zierlichen Person nun wirklich nicht zugetraut hätte: »Dreimal Falafel mit Hummus und Salat, zweimal Pommes« – sie dreht sich zu mir um: »Und was willst du?« »Eine Pizza Hawaii?«, sage ich vorsichtig. Darauf hätte ich jetzt wirklich Lust. »Und eine Pizza Hawaii!«, brüllt sie Gottfried hinterher.

Dass Gottfried bei dem Feldwebelton nicht vor Schreck abstürzt, beweist, was für ein überragender Artist er ist. Er guckt hoch, nickt, dann ist er unten.

»Mein Bruder nutzt jede freie Minute für sein Training«, erklärt mir das Mädchen. »Daran musst du dich gewöhnen.« Sie reicht mir ihre vom Magnesium noch weiße Hand. »Ich bin übrigens Jule! Und du musst Biko sein. Die anderen kommen auch gleich aus der Halle. Die trainieren noch. Wir essen dann gemeinsam.«

Hatte ich das erste Training verpasst?

»Keine Sorge«, sagt Jule und lacht herzlich über meinen betroffenen Gesichtsausdruck, »die Schule geht erst morgen wieder los. Aber, hey – warum sind wir hier? Wir haben schon mal ein bisschen Krafttraining gemacht. Die Halle ist jeden Tag offen. Super, oder? Jetzt haben wir uns aber was zu Futtern verdient!« Jule hat alles voll im Griff.

Bevor sie geht, um vor dem Essen schnell zu duschen, sagt sie: »Ach, und was ich dich noch bitten wollte: Sprich Gottfried nicht auf seine Haare an. Die sind ihm schon als Kind ausgefallen. Am besten, du nimmst ihn einfach, wie er ist.«

»Ist klar!«, sage ich.

Sie schenkt mir ein Lächeln. Und weg ist sie.

Die meisten anderen in meinem Semester sind schon seit der 5. Klasse an der Schule. Ich bin dieses Jahr der einzige Quereinsteiger. Dass in Gottfrieds Zimmer ein Platz frei ist, liegt daran, dass zum Ende des letzten Semesters dreizehn Leute die Schule verlassen haben. Die meisten davon freiwillig. Warum so viele das Weite gesucht haben, wird mir am nächsten Tag klar, als alle nach dem ersten Unterrichtsblock in Hektik verfallen, um fünfzehn Minuten später pünktlich in der großen Halle zu stehen. Ich war nicht so schlau gewesen, mich morgens schon zum Schulunterricht in meine Sportkleidung zu werfen, und komme fünf Minuten zu spät in die Halle. Der Trainer, Herr Adler, ein kräftiger Mann mit Halbglatze und festem Blick, steht mit der Stoppuhr in der Hand da und bellt mich an: »Fünf Minuten zu spät – das macht fünfzig Liegestütze. Pro Minute zehn!« Wo sind wir hier? In einem Boot Camp? Ich schaffe genau fünfunddreißig Liegestütze, dann geht gar nichts mehr. Wie ein gestrandeter Wal liege ich da, Pudding in den Armen.

»Ich nehme Ratenzahlung. Allerdings mit Zinsen! Morgen machst du weitere fünfunddreißig, dann bist du schuldenfrei«, sagt Herr Adler ohne jeglichen Humor.

»Daran gewöhnst du dich!«, versichert Jule in der Pause nach dem Vormittagstraining, als ich mich darüber beklage, wie ungerrecht ich die Sache mit den Liegestützen finde. »Versuch, in den Lehrern nicht deine Gegner, sondern deine Freunde zu sehen.«

»Freunde? Ich glaub, ich kotz gleich!«, schimpfe ich. »Auf solche Freunde kann ich verzichten!«

»Kannst du nicht!«, widerspricht mir Jule. »Jedenfalls nicht, wenn du wirklich Artist werden willst.«

»Die müssen dich hart anfassen, sonst lernst du nichts«, fügt Kosta hinzu und schlägt mir aufmunternd auf die Schulter.

»Ohne Selbstdisziplin schaffst du den Abschluss nicht«, mischt sich Zichte ein. »Komm einfach nicht zu spät. Nicht einmal, wenn die Welt untergeht. An dieser Schule gelten keine Ausreden.« Ich muss schlucken, als ich das höre. Zichte streckt mir seinen Unterarm hin. »No excuses. Never«, hat er sich da eintätowiert. Keine Ausreden. Zu keiner Zeit. Wahrscheinlich ist das die wichtigste Lektion, die ich an diesem Tag lerne.

Zichte lacht, als er mein betretenes Gesicht sieht. »Uns ging es am Anfang genauso wie dir. Das wird schon!«, sagt er aufmunternd. Aber so richtig überzeugt mich das noch nicht.

Als Herr Adler mich beim Nachmittagstraining mit seinem vollen Gewicht runterdrückt, damit ich den Querspagat meistere, schießen mir Tränen in die Augen. Inzwischen habe ich jedoch beschlossen, mich zusammenzureißen. Ich wische mir die Tränen ab und mache einfach weiter.

Jeder aus meiner Klasse hat ein Spezialgebiet. Gottfried hat sich auf den chinesischen Mast spezialisiert. Ich beobachte, wie er immer und immer wieder versucht, einen einarmigen Handstand auf dem Mast hinzukriegen. An diesem Tag gelingt es ihm jedoch nicht. Immer wieder stürzt er ab. Aber er gibt nicht auf.

»Wie schaffst du das, dranzubleiben?«, frage ich ihn, als ich abends völlig zerschlagen und müde im Bett liege. Lange sagt Gottfried nichts. Ich glaube schon, er ist längst eingeschlafen. Als ich selbst fast weg bin, höre ich, wie er leise sagt: »Einmal mehr aufstehen, als man runterfällt! Das ist die ganze Kunst.«

## MONSIEUR VITE

Am nächsten Morgen warten alle gespannt auf den Unterricht von Monsieur Vite, der mit uns Szenen für die Semesterarbeit im Dezember einstudieren soll. Er ist ein zierlicher, kleiner, zurückhaltender Mann. Ich war ihm in der Mensa flüchtig begegnet. Auf mich wirkte er völlig unscheinbar. Als Jule mir erzählt, dass er früher zusammen mit seinem Bruder Vitello als Clownsduo weltweit rauschende Erfolge feierte, kann ich das kaum glauben. »Nach dem Tod seines Bruders vor zehn Jahren hat er sich aus der Manege zurückgezogen. Seit ein paar Jahren verwaltet er jetzt hier bei uns den Fundus. Einer der Lehrer, der ihn noch aus seiner großen Zeit kannte, hat dafür gesorgt, dass er auf diese Weise ein Auskommen hat. Einmal im Jahr unterrichtet er einen Clownskurs«, fährt Jule fort. Dieses Jahr ist unsere Klasse dran.

Aber wo bleibt er? »Fünf Minuten zu spät – das macht fünfzig Liegestütze. Pro Minute zehn!«, sagt Zichte mit einem schiefen Grinsen.

Wir hocken im Bühnenbild der Abschlussklasse und überlegen, was wir tun sollen. Zwischen ausgestopften Raben, überdimensionierten Fledermäusen und lebensgroßen, als Vampire verkleideten Schaufensterpuppen mit bodenlangen Capes und Zylindern. Das Programm, mit dem das Abschlussemester nach bestandener Artistenprüfung später durch Deutschland touren will, heißt »Drakulamania«.



»Vielleicht hat er den Tag verwechselt. Ich frag mal im Sekretariat nach, wo er stecken könnte!«, sagt die praktische Jule und zieht ab. Sie kommt aber recht schnell wieder: »Angeblich ist er schon hier.«

»Ist er aber nicht«, meint Tobi und zuckt mit den Achseln. »Sollen wir noch mal in seiner Werkstatt im Fundus nachsehen?«

Wir beschließen, einfach zu warten. Wir machen es uns auf den Särgen bequem und kommen ins Quatschen. Bequem heißt: Gottfried übt einarmigen Handstand, die anderen gehen in den Spagat oder machen Dehnübungen.

Ich springe auf meine Hände, und während ich im Handstandgang eine Runde über die Bühne laufe und wieder zurück, erzähle ich Kosta von der Begegnung mit Lizzy. »Und – wirst du sie wiedersehen?«, fragt er.

»Na klar! Die Frau ist ein Siebener im Lotto«, schwärme ich. »Nur doof, dass sie mich für einen Flüchtling hält. Das muss ich Freitag irgendwie wieder geradebiegen.«

Die Situation mit den vielen Flüchtlingen ist auch in der Artistenschule ein Thema. Normalerweise kriegt man hier wohl nicht besonders viel mit von dem, was draußen passiert. Politik ist den meisten hier normalerweise wohl nicht so wichtig. Wichtiger ist, dass der Act sitzt. Aber dass da draußen gerade etwas geschieht, das auch uns angeht – das merken alle.

Plötzlich ist eine alte Stimme mit einem starken, fremden Akzent zu hören: »Haben die verehrten Herrschaften in diesem Teatro vielleicht etwas übersehen?« Monsieur Vite! Er muss hier irgendwo stecken. Wir sehen uns um. Zichtes Blick fällt auf einen der Vampire, die Spalier neben den Särgen stehen, auf denen wir gesessen haben. »Genial!«, sagt er. »Wie echt dieser Vampir aus-

sieht!« – da blinzelt der Vampir ihm auf einmal mit dem rechten Auge zu. Zichte springt vor Schreck mindestens einen Meter in die Höhe.

Monsieur Vite ist nicht wiederzuerkennen. Und das liegt nicht an dem Cape und dem Zylinder. Der Mensch, der da vor uns steht, nimmt den Raum ganz für sich ein, ohne dafür etwas Besonderes zu machen. Wir starren ihn an und ich begreife, dass es Persönlichkeiten gibt, die leuchten, sobald sie auf einer Bühne stehen.

Monsieur Vite hat die Zeit, in der wir gewartet haben, gut genutzt. Er hat uns aufmerksam zugehört. »Auf Bahnhöfen passieren eine Menge interessanter Geschichten«, sagt er. Dabei zwinkert er mir zu. Ich werde rot. »Und haben die Damen und Herren schon eine Idee für ihre Semesterarbeit?« Alle schauen sich ratlos an. Doch dann fangen wir an, Vorschläge zu machen. Irgendwie liegt das Thema in der Luft: Ankommen, Abschied nehmen. Vielleicht auch wegen der ganzen Flüchtlinge. Die Ideen sprudeln auf einmal nur so: »Unsere Show könnte ›Bienvenue à Berlin‹ heißen. ›Willkommen in Berlin«, schlägt Monsieur Vite uns vor. Damit sind alle einverstanden.

Unsere erste Aufgabe ist, uns eine Szene einfallen zu lassen, die auf einem Bahnhof spielt. Monsieur Vite regt uns an, die Augen zu schließen und ruhig zu werden. »Vertraut eurem ersten Impuls!«, sagt er eindringlich. »Trust yourself!« Dann klatscht er in die Hände und wir sollen einfach loslegen.

Als Erstes fällt mir meine Mom ein, wie wir am Bus voneinander Abschied nehmen. Mit Gottfried improvisiere ich eine Abschiedsszene, bei der wir ständig vom Lachen ins Weinen und wieder zurückkommen. So wie es bei meiner Mom und mir war.

Monsieur Vite sieht uns eine Weile zu. Irgendetwas klemmt in unserer Szene noch, das merken wir selbst. Sie wiederholt sich, entwickelt sich nicht weiter. Schließlich sagt er: »Ich habe das Gefühl, dass ihr ein Requisit gebrauchen könntet. Vielleicht einen Koffer. Kommt morgen vor der Gruppenstunde bei mir im Fundus vorbei und sucht euch einen aus.«

Er lüftet seinen Zylinder vor uns. Dann ist die Stunde vorbei und Monsieur Vite zieht sich wieder in den Fundus zwischen die zahllosen Erinnerungsstücke an Shows aus vergangenen Zeiten zurück.

## DER KOFFER

Wie von selbst schnell meine Hand vor und greift unter den Tausenden von Gegenständen, die in den langen Regalreihen des Fundus der Artistenschule lagern, nach einem überdimensionierten Koffer aus Holz und Leder. Ein Überseekoffer, mit dem man früher reiste, wenn man viel Gepäck mitnahm.

Keine Ahnung, warum er mich so anzieht. Vielleicht, weil das zerkratzte Holz und die abgewetzten Lederriemen wirken, als wäre das Ding dreimal um den Erdball gereist. Es hatte ein echtes Leben gelebt, das konnte man spüren. Der Koffer ist bestimmt zwei Meter lang und mindestens einen halben Meter tief. Die verzierten Messingbeschläge sind dunkel angelaufen. »Was meinst du?«, frage ich Gottfried. Er ist sofort einverstanden, denn der Koffer ist stabil genug für eine Akrobatikeinlage.

Als Monsieur Vite sieht, was Gottfried und ich ausgesucht haben, guckt er uns einen Augenblick intensiv an, als wolle er etwas sagen. Dann zuckt er aber nur leicht mit den Achseln und füllt den Leihzettel aus.

Wir schleppen den schweren Schrankkoffer zu zweit auf die Probebühne. Dort sehen Gottfried und ich ihn uns genauer an. »Pico« hat jemand mit weißer Farbe auf den Deckel gemalt. »Wer mag das gewesen sein?«, frage ich Gottfried. »Der ehemalige Besitzer?«, schlägt er vor. Ich lasse die Schlösser des Koffers aufschnappen. Der Geruch von Mottenkugeln weht uns entgegen. Ich muss niesen. Der Koffer hat mehrere Schubladen und eine

Kleiderstange. Mein Blick fällt auf die alten Zeitungen, mit denen die Wände verkleidet sind: »Die Waffen ruhen! Einstellung der Feindseligkeiten an der ganzen Front«, entziffere ich mühsam die alte Schrift. »Also stammt der Koffer aus dem Zweiten Weltkrieg«, schlussfolgere ich, aber in einem anderen Artikel steht unter der Überschrift »Flucht des Kaiserpaars«: »Der frühere Deutsche Kaiser, die Kaiserin und der Kronprinz sind in Holland eingetroffen. Noch ist unklar, ob ihnen Zuflucht gewährt wird.« Und da wird mir klar, dass der Koffer aus einer Zeit stammt, in der Polizisten noch Wachtmeister hießen und mit Pickelhauben auf dem Kopf rumgelaufen sind. Die Zeitung stammt vom 10. November 1918, verrät ein Datum. Wow.

Gemeinsam öffnen wir die Schubladen. In einer entdecken wir eine rostige Trillerpfeife und etwas eingetrocknete weiße Schminke. Clownsschminke. Und eine rote Clownsnase mit einer eigentümlichen Form. Kartoffelförmig. Ich setze sie auf, und sofort durchflutet mich ein Gefühl von Leichtigkeit. Ich stehe auf, mache ein paar Schritte über die Probebühne. In meinen Ohren entstehen Bahnhofsgeräusche. Ein einfahrender Zug. Er dampft und faucht. Wie vor hundert Jahren. Auf einmal bin ich ein aufgeregter kleiner Kerl, der im Bahnhofsgetümmel jemanden sucht und nicht weiß, wo er mit dem Suchen anfangen soll. Ich schnappe mir den Koffer, stelle mich drauf, um besser sehen zu können. Jetzt verliere ich das Gleichgewicht und fange mich gerade noch, verliere es erneut und lande auf der Kartoffelnase. Inzwischen ist Monsieur Vite in den Proberaum gekommen. »Ja«, sagt er ruhig in meine Übung hinein, »ja, so kannst du die Figur anlegen. Das ist viel besser.« Ich spiele weiter. Nach einer Weile fragt er: »Wie ist dein Name?« »Ich bin Pico!«, platzt es aus

mir in einer hohen Fistelstimme heraus. Wo kommt denn bloß auf einmal diese aufgeregte Stimme her? Gottfried und Monsieur Vite müssen lachen. »Pico und Biko – das reimt sich!«, sagt Monsieur Vite schmunzelnd. Dann flüstert er Gottfried etwas ins Ohr. Wie ein Fußballtrainer, der einem Spieler die Taktik erklärt. Anschließend gibt er ihm einen sanften Schubs. Plötzlich steht Gottfried vor mir auf der Bühne. Er bläst aufgebracht in die Trillerpfeife. Sein Gesichtsausdruck ist streng und humorlos. Ein Beamtentyp mit Betonkopfqualitäten: »Balancieren ist auf dem Bahnhof strengstens verboten!«, sagt er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldet. Gottfried ist nicht wiederzuerkennen. Fast macht er mir Angst.

Was jetzt? Trust yourself, fällt mir ein. Ich muss mich blind darauf verlassen, dass Pico etwas einfällt. Und Pico übernimmt tatsächlich die Regie. Ich gehorche dem strengen Kerl, der mir das Balancieren im Bahnhof verboten hat. Wie ein eingeschüchtertes Kind schleiche ich mich mit meinem Koffer davon, das Monstrum hinter mir herziehend. Kopf eingezogen, hängende Schultern, unsicherer Gang. Ich höre Monsieur Vite kichern. Gottfried guckt zufrieden, fast triumphierend in die Runde und dreht mir den Rücken zu. Sobald ich meine, vor ihm sicher zu sein, springe ich wieder auf den Koffer, um weiter Ausschau zu halten. Als der strenge Gottfried sich zu mir umwendet, um zu kontrollieren, ob ich auch tatsächlich abgezogen bin, friere ich in meinem Spiel augenblicklich ein. Ich tue so, als wäre ich ein Denkmal. Zur Tarnung. Und zwar das Manneken Pis. Ich gehe in die typische Haltung, die Männer vor einem Urinal einnehmen.

Einige der anderen sind inzwischen ebenfalls im Zuschauer-  
raum der Probephöhne gekommen. Ich höre Jule glucksen, Kosta

sagt: »Geil.« Misstrauisch geht Gottfried um mich herum. Er weiß nicht, ob ich wirklich ein Denkmal bin. Seine großen Augen starren mich prüfend an. Ich bleibe zu Stein erstarrt. Dann holt er aus, wie um mir eine Ohrfeige zu geben. Einfach um zu testen, ob das Denkmal echt ist. Beim ersten Mal halte ich noch stand, rühre mich nicht. Beim zweiten Mal fange ich an zu zittern. Erst beim dritten Mal verliere ich das Gleichgewicht und schwanke wie ein Betrunkener vor und zurück, immer kurz davor, vom Koffer zu kippen. Gottfried tanzt um mich herum, als sei ich ein Schrank mit wertvollem Porzellan, den er unbedingt vorm Umkippen bewahren muss. In einem wahren Showdown stürze ich schließlich doch und reiße Gottfried mit mir zu Boden. Ganz großes Kino. Gottfried macht einen Purzelbaum in der Luft und landet punktgenau auf seinem Hintern. Dann rappelt er sich auf und ringt darum, seine Würde wiederherzustellen. Und als er sich genügend aufgeplustert hat, trompetet er erbost: »Ich habe gesagt, das Balancieren ist hier verboten!« Die Spannung, die uns aus dem Zuschauerraum entgegenschlägt, beflügelt mich. Als hätte ich diese Pointe schon oft gebracht, sage ich mit nie da gewesener Selbstsicherheit: »Da ja!«, und deute auf den Punkt, auf dem ich zuerst stand. Dann zeige ich auf die Stelle, an der wir umgefallen sind, und rufe mit meiner neu gefundenen Pico-Stimme voller Inbrunst: »Aber nicht hier!«

Monsieur Vite ist glücklich wie ein Kind über unser Zusammenspiel. »Ihr seid Bühnenpartner, als hätte euch der liebe Herrgott füreinander gemacht. Ihr werdet noch viel Freude an eurem Spiel haben.« Dann streicht er mit einer Hand über den Koffer, lächelt und verlässt den Raum.

## DAS GEHEIMFACH

Wir haben selbst gemerkt, dass wir gut waren. Widerstrebend nehme ich die rote Kartoffelnase wieder ab. Am liebsten würde ich weiterproben. Aber es ist schon spät geworden. Während ich die Clownsnase zurück in den Koffer lege, beschließe ich, mehr über ihren früheren Besitzer herauszufinden. Monsieur Vite hatte während der Stunde gesagt: »Jedes Requisite, das ihr auf der Bühne benutzt, hat eine große Bedeutung. Je mehr ihr euch damit beschäftigt, desto mehr könnt ihr auf der Bühne erzählen. Macht euch mit euren Requisiten vertraut!« Konzentriert untersuchen wir daher die restlichen Schubladen des Koffers. Aber sie sind leer.

Gottfried zieht sämtliche Schubladen ganz heraus. Er klopft von allen Seiten dagegen. Ich kapiere erst nicht, was er da tut. Bis er sagt: »Hier ist ein Geheimfach. Habe ich es mir doch gleich gedacht. Mein Opa hatte auch so ein Ding.«

Tatsächlich. In einer der Schubladen befindet sich unter dem doppelten Boden ein Hohlraum. Und darin steckt ein vergilbter Brief. Kein Name, nur ein Buchstabe: P. Ich ziehe eine feste, ebenfalls vergilbte Karte aus dem Umschlag.

»Wenn Du das liest, Pico«, entziffere ich mühsam, »dann sitze ich wahrscheinlich mit Karl, Leo und Rosa in gemütlicher Runde zusammen. Gräm Dich bloß nicht, Jungchen. Ich hatte ein gutes Leben. Donna

PS: Unpolitisch sein heißt, politisch sein, ohne es zu merken!«



»Wer sind Karl, Rosa und Leo?«, frage ich. Gottfried zuckt mit den Schultern. »Klingt wie ein Abschiedsbrief. Vielleicht weiß Monsieur Vite mehr über den Besitzer des Koffers und seine Geschichte. Wir können ihn ja mal fragen.«

Monsieur Vite hat eine kleine Wohnung über dem Fundus. Er ist eigentlich immer im Dienst. Es ist inzwischen neun Uhr abends. Er ist gerade dabei, bei einem Einrad die Speichen zu erneuern. Die Schrauben der Gabel hat er bereits gelöst.

»Ach«, sagt Monsieur Vite. Behutsam streicht er über den Brief, den wir ihm hinhalten, liest die Worte und sagt wieder: »Ach«.

»Wer war dieser Pico?«

»Nur ein Clown«, erhalten wir abwesend zur Antwort. Monsieur Vite ist mit seinen Gedanken ganz woanders. »Den Brief hatte ich übersehen. Natürlich. Ein Geheimfach. Wie konnte ich nur so blind sein!«, murmelt er.

»Kam Pico aus einem berühmten Zirkus?«, fragt Gottfried.

»Nein. Pico kam aus dem Krieg.« Tolle Antwort!

Die Karte von Pico bewegt Monsieur Vite. Das ist deutlich zu spüren. Während er sie betrachtet, ergänzt er leise: »Er war Soldat im Ersten Weltkrieg.«

»Wissen Sie noch mehr über ihn?«, hake ich nach.

»Oui!«, sagt Monsieur Vite. Wie viele Artisten wechselt er oft von einer in die andere Sprache.

»War Pico sein Künstlernamen?« Musste man diesem Kerl denn alles aus der Nase ziehen?

»Pico hat vor dem Krieg Kellner gelernt. Hier in Berlin. Im berühmten Hotel Eden.« Monsieur Vite schiebt die Karte behutsam in den Umschlag zurück. »Ein Luxushotel, das es schon

lange nicht mehr gibt. Auf dem Kurfürstendamm in Charlottenburg. Einen Lehrling im Restaurant nannte man früher Piccolo. Und den Namen wurde er auch als Erwachsener nie mehr los. Vielleicht, weil er nicht gerade ein Riese war. Pico nannten ihn seine Freunde.«

»Haben Sie ein Foto von Pico?«

»Ein Foto?«, wiederholt Monsieur Vite. Er hat sich bereits wieder dem kaputten Einrad zugewandt. »Wollt ihr denn heute Abend nicht mehr trainieren?«

»Wir wollen uns lieber mit unserem Requisit vertraut machen«, sagt Gottfried, »so, wie Sie es gesagt haben! Und Sie sind der Einzige, der etwas über diesen Koffer weiß.«

Monsieur Vite lässt den Speichenspanner sinken. »Zu Pico gibt es einiges zu sagen!«, räumt er ein. Gottfried und ich schauen ihn erwartungsvoll an. Schließlich steht er auf. »Wartet hier!«, sagt er zu uns und verschwindet im Fundus. Wenig später kommt er mit einem alten Schulranzen aus Leder zurück. Absolut museumsreif.

»Alles, was da drin ist, war vorher in Picos Koffer«, erklärt er und breitet zahlreiche Dokumente auf der Werkbank aus. Einige in Leder gebundene Notizbücher, Zeitungsartikel, Postkarten, zu einem Bündel verschnürte Briefe, Fotos. Eine der Postkarten zeigt einen Matrosen, der auf dem Brandenburger Tor eine riesige Fahne schwenkt.

»Was war denn da los?«, frage ich Monsieur Vite.

»Revolution!«, antwortet er.

»Wann soll es denn hier eine Revolution gegeben haben?«, frage ich erstaunt.

»Vor etwa hundert Jahren, als der Erste Weltkrieg vorbei war.

Bis dahin regierte ein Kaiser, nach dem verlorenen Krieg kam die Revolution. Auf den Straßen Berlins wurde geschossen. Und in dieser gewaltsamen Zeit wurde das Deutsche Kaiserreich zur Republik.«

Weder Gottfried noch ich hatten jemals davon gehört.

»Und was hat Pico mit der Revolution zu tun?«, frage ich.

»Die Revolution machte aus Pico einen Clown. Wenn er sich nicht die rote Nase aufgesetzt hätte, hätten sie ihn totgeschlagen.« Monsieur Vite breitet Fotos aus einem Varieté vor uns aus. Sie zeigen einen schwächtigen Kerl mit einer Kochmütze, die viel zu groß für seinen schmalen Schädel ist. Er jongliert mit sieben Kartoffeln. Und lächelt dabei.

»Wer hätte ihn totgeschlagen?«, frage ich. »Und warum?«

Erwartungsvoll sehen wir Monsieur Vite an. »Das ist eine lange Geschichte«, murmelt der alte Mann und greift nach einem der Notizbücher. Er klappt es auf, vertieft sich in die Zeilen. »Hier in diesen Notizbüchern hat Pico alles aufgeschrieben«, sagt er und hält uns eine vergilbte Seite hin, eng beschrieben mit dieser schnörkeligen alten Schrift, in der auch der geheimnisvolle Brief geschrieben war. »Seht ihr!«, sagt er und deutet auf das Datum: »15. Dezember 1918. Da ist er aus dem Krieg heimgekehrt.«

Monsieur Vite hat sich wieder in die Notizbücher vertieft. Hat er uns vergessen? Gottfried und ich sehen uns an. Wir nicken uns zu und wollen uns schon verdrücken. Da hebt Monsieur Vite den Blick und fängt an zu sprechen.